Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 7

Rubrik: Politische Wochenrundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Politische Wochenschau.

Was „hinten in der Türkei" passiert, macht noch heute, nicht bloß zu Goethes Zeiten, dem westeuropäischen Spießbürger wenig Sorgen. Und doch spielt sich dort eine Völkertragödie ab, die an ungeheuerlichem Ausmaße in der Geschichte ihresgleichen sucht. Man macht in den Geschichtsbüchern großes Aufheben von der sogenannten Völkerwanderung. Das waren Vorgänge, die sich über nach Jahrhunderten zu messende Zeiträume erstreckten. Was sich in den letzten zwei Jahren im nahen Osten abspielte, war auch eine Völkerwanderung, aber eine viel dramatischere und aufregendere. Die zwangsweise Rückwanderung von fast 2 Millionen Griechen aus Anatolien zurück nach Griechenland zufolge des Lausanner Friedens von 1923 vollzog sich unter Umständen und Verhältnissen, die nicht leicht zu beschreiben sind. Tag für Tag kamen Tausende von Flüchtlingen auf dem griechischen Boden an. Sie hatten die Reise übers Meer zumeist unter den schlimmsten Strapazen durchgemacht, und drüben kamen sie in ein überfülltes Land, in überfüllte Städte, die Mehrzahl bettelarm. Eine ungeheure Aufgabe war durch diesen Flüchtlingszustrom den griechischen Behörden gestellt. In Baracken, in Schuppen, in öffentlichen Bauten wurden sie untergestoßen; Athen und Piräus, die 1920 noch 419,000 Einwohner zählten, sind heute von 1¼ Millionen Menschen bevölkert. Man denke an die 1800 Armenier, die schon 1920 im Stadttheater zu Athen untergebracht waren (Nr. 4 dieses Blattes). Massenhaft starben in diesen Quartieren die von Hunger geschwächten Menschen; dies trotz der regen Hilfstätigkeit von England und Amerika aus.

Studentinnen aus Oxford vergnügen sich beim Bobsleighsport.

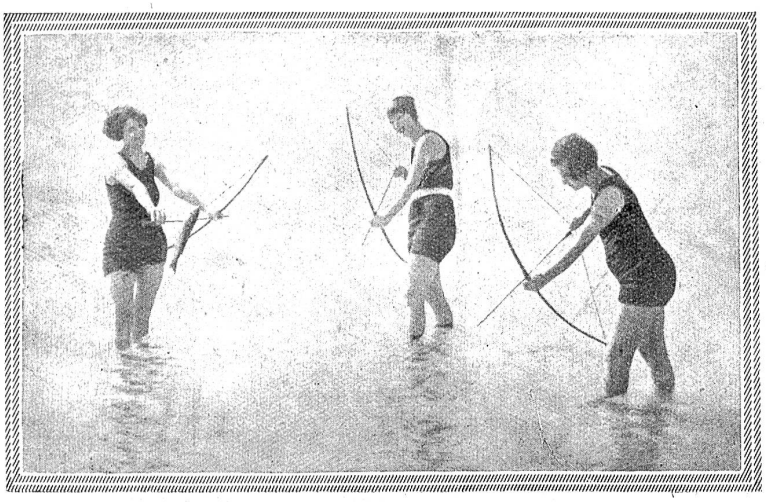
Aber man muß es zum Ruhme der griechischen Regierung sagen: Zur eigentlichen Katastrophe ließ sie es nicht kommen. Die Fabriken schossen wie Pilze aus der Erde, und die gesamte anatolische Teppichindustrie dürfte heute in Griechenland zu suchen sein.

Wie viel schlimmer erging es den türkischen Rückwanderern! Obschon es ihrer bloß etwa 350,000 waren, war schlechter für sie gesorgt. Sie kamen in ein schier ausgestorbenes Land, wo sie ohne Brot und Verdienst an Hunger und Krankheiten zur Hälfte hinstarben. Die alttürkischen Machthaber kennen auch für die Stammesgenossen kein Mitleid; wo wollten diese Armeniermörder Mitleid hernehmen!

Man fragt sich erstaunt, warum die europäischen Mächte zu einer solchen mörderischen Dislozierung ganzer Völker in Lausanne ihre Zustimmung gaben. Die Frage weckt die Erinnerungen an das betrübliche Diplomaten-Ränkespiel, das Frankreich, England und Amerika in jenen Jahren zwischen dem Vertrag von Sèvern und dem von Lausanne zum besten gaben — alles nur um Petroleumkonzessionen oder ähnlicher Mammonsdinge willen.

Heute scheint dieses Spiel eine kleine zweite Auflage erhalten zu wollen. Die Türken haben in ihrer brutalen Art gegen alle Abmachungen und Vertragsbestimmungen den Patriarchen von Konstantinopel ausgewiesen. Dieser ist das höchste geistliche Haupt der griechisch-katholischen Kirche; er ist gewählt von den 19 Metropoliten und hatte seit jeher seinen Sitz in Konstantinopel, der ersten Metropole des Christentums. Die Griechen protestierten, mit ihnen die Orthodoxen in Bulgarien, Serbien und Rumänien. Sie erhielten aus Angora höhnisch kalten Bescheid. Die Türken stützen sich auf einen Entscheid der Auswanderungskommission, in der sie aber in der Mehrheit sitzen und der einen Unterschied macht zwischen der Person des Patriarchen — die unter das Auswanderungsgesetz falle — und dem Amt des Patriarchen, das unantastbar sei. Die Griechen machen geltend, daß das hohe Amt die Person heilige und schütze, gleich etwa wie der Papst in Rom jeder weltlichen Gewalttat entrückt sei. Sie wünschen, den Fall vom Haager Schiedsgericht entscheiden zu lassen oder im Falle der Ablehnung durch die Türken verlangen sie die Intervention des Völkerbundes. Die öffentliche Meinung in Griechenland ist gewaltig erregt. Man kann dies begreifen, wenn man bedenkt, wie viel Erbitterung und Haß sich in Griechenland, bei den Armeniern und den andern Flüchtlingen, gegen die Türken angesammelt hat. Der griechische Kriegsminister spricht von Krieg. Wie verlautet, ist bereits ein Jahrgang der Truppen einberufen worden. Die westlichen Diplomaten werden sich notgedrungen mit der Angelegenheit beschäftigen müssen. Die Türken aber sagen hartnäckig Nein und drohen ihrerseits mit Waffengewalt. Sie wissen, daß ihnen von den Diplomaten keine Gefahr droht. Sie wissen die Franzosen auf ihrer Seite. In Paris hat ja eben die Kammer Herriot zugestimmt in der Aufhebung der Botschaft beim Vatikan. Die Franzosen bekennen sich mehrheitlich zum Grundsatz der Trennung von Staat und Kirche. Wie könnten sie nun in der Frage des Patriarchates anders urteilen als eben so, daß die Türken das Recht hätten, den Patriarchen auszuschalten, sie, die auch mit dem Kalifat Schluß gemacht haben. Die Engländer sind anderer Meinung. Sie sehen hohe geistige Güter nicht nur der Griechen, sondern der ganzen Christenheit bedroht. Unter der Hand sucht man von beiden Seiten her die Griechen zum Nachgeben zu bewegen. Es wird ihnen angesichts der noch nicht verschmerzten Niederlage in Anatolien kaum etwas Besseres übrig bleiben. Aber der Fall zeigt wieder einmal mehr, wie im Osten noch das Feuer unter der Asche glimmt und wie verhängnisvoll für den europäischen Frieden das ungelöste Türkenproblem noch werden kann.

Aber ungelöste Probleme finden sich genug noch anderswo. Die Mittwochrede Herriots hat das Problem der deutsch-französischen Sicherung wieder zur Diskussion gestellt. Dr. Luther hat mit viel staatsmännischem Geschick die wesentlichen Punkte dieser Rede erfaßt und zum Angelpunkt der Besprechung gemacht. Am Schlusse seiner Antwortrede erklärt er, daß Deutschland bereit sei „mitzuwirken an einer Gewährleistung der Sicherung und Freiheit der Völker". Das kommt der Einladung gleich, sich wieder an den Verhandlungstisch zu setzen. Es eröffnen sich hier gewisse tröstliche Zukunftsaussichten. Die Franzosen wer-



„Diana auf der Jagd."
Auf Florida, wo bekanntlich der reiche Amerikaner mitten im Winter, wenn wir frieren, Badesport treibt, huldigen die Damen gegenwärtig der Fischjagd mit Pfeil und Bogen.

den indessen nicht ohne Zögern die Einladung annehmen. Sie mißtrauen dem Kabinett Luther und seinen Deutschnationalen. Die Deutschen selbst sind dieser neuen Situation gegenüber noch unschlüssig. Die Monarchisten merken, daß in einem Deutschland, das mit Frankreich über die deutsche Zukunft verhandelt, für die Hohenzollern kein Platz übrig bleibt. Und die Schwerindustriellen und die Leute hinter Stresemann und Luther brauchen sie in der Tat auch nicht für ihre Pläne. Sie möchten Großdeutschland verwirklichen, auf irgend eine Weise Oesterreich in den Reichsverband einbeziehen. Vorläufig werden sie sich — wie Dr. Luther in einer Unterredung mit Wiener Presseleuten äußerte — mit irgend einer Form der Stammesgemeinschaft, beispielsweise mit der des gleichen Rechtes oder besonderer Zollvereinbarungen, begnügen. Ob sich die beiden Partner in der Sicherungsfrage auf gemeinsamem Interessenboden finden werden, ist sehr fraglich. Die Franzosen fassen den Begriff der Sicherung weiter als die Deutschen und auch als die Engländer. Sie beziehen auch die deutsche Ostgrenze mit ein, die Tschechoslowakei und Polen. Und just davon wollen die Deutschen nichts wissen. Einweilen wird in Reden und Gegenreden das Terrain abgetastet.

Das Kabinett Luther hat kürzlich ein bedrohliches parlamentarisches Hagelwetter erlebt. Die Linke hat den Anlaß gefunden, um sich für die ihr angehängte Bramantaffäre zu revanchieren. Sie deckt dem frühern Kabinett, in dem Luther als Finanzminister saß, eine merkwürdige Freigebigkeit gegenüber den Ruhrindustriellen auf. Diese erhielten über 700 Millionen Mark Entschädigung zugesprochen aus den Dawesplan-Erträgnissen, angeblich als Entschädigung für Reparationsleistungen, in Wirklichkeit wohl mußte den politischen Freunden der Hase in die Küche gejagt werden. Man weiß, wie die gleichen Leute von der Inflation profitiert haben, warum sollten sie nicht auch aus der Ruhrbesetzung ihren Nutzen ziehen? Die Langmut des deutschen Steuerzahlers wird wahrscheinlich auch diese Probe noch würdig bestehen. -ch-

Der alte „Star".

Ida Vetterli.

Gewiß war er berühmt, er hatte eine neue Schule geschaffen, und über eine neue Rolle von ihm brachten die Zeitungen Dutzende von begeisterten Aufsätzen. Die Feuilletonisten ganzer Länder hatten harte Arbeit, aber auch zugleich eine dauernde Einnahmsquelle. Zahllose Kopisten hatten ihn bereits nachzuahmen versucht, und seine Photographien und Widmungen wurden unablässig verlangt.

Tief in ihm nagte jedoch der Zweifel an seinem Können, wenn er sich in stillen Stunden einer Selbstprüfung und scharfer Kritik unterzog. Er zweifelte an seiner Fähigkeit, Ganzes zu gestalten, es schien ihm, daß er sich zu viel in Einzelheiten verliere. Immer rief es in ihm: „Das alles ist zerrissene Arbeit, in der das Stetige fehlt. — Kein Menschenschicksal, sondern nur Augenblicke sind in ihm, nur ein paar dem wirklichen Leben abgezwungene Bewegungen und Gebärden." Aber er richtete sich immer wieder auf, wenn er seiner ersten Rolle gedachte, mit der er sich seinen Erfolg errang, der Erregung, die einst aus seinen Nerven in den Zuschauerraum flog, und des seligen erdenenthobenen Feuers, mit dem er seine Partie spielte. Damals hatte ihn sein langer Atem und der Jubel da draußen zum Künstler geheiligt. —

Wenn er unmutigen Herzens neue Kniffe ersann und sensationelle Wirkungen klügelte, dann tröstete und beruhigte ihn das Bewußtsein, daß er doch eine unvergängliche und fortlebende Gestalt geschaffen hatte. — Schließlich wurde er alt und mußte um seine Pensionierung ersuchen. Er hatte ohnehin schon lange zagen Herzens und Geistes seine Kraft verrinnen gespürt.

Wiederum verging ein Jahr. — Keiner dachte mehr an ihn und seine Partien hatten andere inne. Auch die Feuilletonisten hatten sich von ihm abgewandt; sie stellten nicht einmal Vergleiche an, um die Neuen nicht zu beleidigen. Nur die eine Rolle, seine erste, hatte noch keiner übernommen. Das bot ihm Trost und Stolz. — So war er doch in der von ihm geschaffenen Gestalt unersetzlich. — Da hörte er eines Tages, und diese Nachricht traf ihn gleich einem Blitzstrahl aus heiterm Himmel, daß ein junger unbekannter Schauspieler darin debütieren wollte. Anfangs machte ihn das äußerst vergnügt. Wenn der verwegene unverschämte Bursche, so malte er sich aus, durchgefallen sein wird, dann wird man doch gezwungen sein, Vergleiche anzustellen. Sein Name wird wieder genannt werden, und sein Ruhm damit aufs Neue verkündet. In dieser Erwartung zog er an dem entscheidenden Abend in sein Theater ein und nahm erwartungsvoll und schadenfroh lächelnd seinen Platz in erster Reihe ein.

Der Neue ist anfangs sichtlich verwirrt und stottert. Er ist kalt und unsicher. Der alte Star sieht vor Seligkeit den Himmel offen. Er zischt, um seiner Erregung Luft zu machen. Aber — was ist denn das? Der Neue wird freier und immer wärmer, lebendiger. Schließlich weiß er fortzureißen und — siegt. Ein jubelnder Orkan erhob sich. Der Alte ist starr. — So hatte er diese Partie nie gespielt. Das war anders — und jenes und alles. Was er mühsam geschaffen, ist von diesem undankbaren dummen Pöbel hinweggeklatscht worden. — Ein wilder Haß gegen das wetterwendische Pack und den eitlen Jungen dort oben, der sich immerzu verbeugte, ergriff ihn. Erwürgen könnte er ihn, denn er hatte ihm seine Erinnerungen und seinen Stolz gestohlen.

Er eilte aus dem Theater, den Tod im Herzen und im Sinne.

Nach Hause gekommen schreibt er rasch einen schwungvollen Abschiedsbrief und läßt ihn sofort in die Lokalkorrespondenz tragen, damit er noch für die Morgennummern der Journale zurecht komme.

Dann verschließt er die Türe und blickt gespannt in den Spiegel, um seinen Gesichtsausdruck in diesem furchtbaren Augenblicke genau zu beobachten. —

Und so richtet er den (von seinem Kammerdiener vorher vorsorglich entladenen) Revolver gegen seine Schläfe, zählte wie bei einer Uebung, eins, zwei, drei! — und drückte ab. Sein Gesicht verzog sich wie im grimmigen Schmerze; aber als er seinen Irrtum bemerkte, lächelte er wieder.